

IM GESPRÄCH

Christa Hämmerle im Gespräch mit Karin Hausen

Karin Hausen, die am 18. März 2018 ihren 80. Geburtstag gefeiert hat, gehört zu den Pionierinnen der Frauen- und Geschlechtergeschichte im deutschsprachigen Raum. Nach ihrem Studium in Marburg, Münster, Berlin, Paris und Tübingen hat sie, nachdem sie 1978 als Professorin für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an die Technischen Universität (TU) Berlin berufen wurde, verschiedene Vorreiterfunktionen ausgefüllt; das von ihr dort 1995 gegründete Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung wurde zur internationalen Drehscheibe in diesem Feld. Die Forschungsbeiträge von Karin Hausen, in denen sie – stets auch mit dem Blick auf Interdisziplinarität – mehrere Ansätze der neueren Geschichtswissenschaft miteinander verbindet, sind bis heute viel gelesen. Ihr 1976 erschienener Aufsatz „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbsarbeit und Familienleben“¹ gilt als der meistzitierte Beitrag der deutschsprachigen Frauen- und Geschlechtergeschichte. Sie hat zudem den vierten Band der deutschsprachigen Ausgabe von „Histoire des Femmes“² betreut und gehörte über viele Jahre hindurch zu den Herausgeberinnenkollektiven von „L’Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft“ und der von ihr mitbegründeten Reihe „Geschichte und Geschlechter“ im Campus Verlag.



*Der folgende Text enthält Ausschnitte aus zwei langen Gesprächen mit Karin Hausen in ihrem Haus in Berlin-Dahlem, die Christa Hämmerle im Februar 2018 aufgezeichnet hat. Dabei wurden auch ihre Verbindungen zur französischen Forschung thematisiert. Das Interview ist auf Initiative der **Online-Zeitschrift „Genre & Histoire“** entstanden, es wurde dort in einer leicht modifizierten französischen Fassung im Januar 2019 veröffentlicht. Redaktion: Ulrike Krampf; Übersetzung: Loïc Windels.*

<https://journals.openedition.org/genrehistoire/3905>

¹ Karin Hausen, Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbsarbeit und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart 1976, 363–393.

² Georges Duby u. Michelle Perrot, Geschichte der Frauen, Bd. 4: 19. Jahrhundert, hg. von Geneviève Fraisse u. Michelle Perrot; editorische Betreuung der deutschen Ausgabe: Karin Hausen, Frankfurt a. M./New York 1994.

Christa Hämmerle: *Du hast mir erzählt, dass du das, was du geworden bist, durch Zufall geworden bist. Kannst du das erläutern?*

Karin Hausen: Ich komme aus einer Familie mit vier Kindern, zwei Mädchen und zwei Buben. Meine Eltern hatten kein Abitur machen können, und es war ihr fester Entschluss, dass ihre Kinder die von ihnen gewünschte Ausbildung erhalten sollen. Es galt für uns: Autonomie, Selbstbestimmung, Eigenverantwortung. Es hieß immer: ‚Karin, die Zensuren sind deine Sache, aber wenn du sitzen bleibst, musst du von der Schule abgehen.‘ Das hat mich geprägt. Außerdem hat mein drei Jahre älterer, von mir sehr geschätzter Bruder mich so oft geärgert, dass ich gelernt habe, mich zu verteidigen und durchzusetzen.

Nach dem Abitur war ich ganz sicher, dass ich als Studienrätin an einem Gymnasium als Lehrerin arbeiten will, und hatte zunächst Deutsch und Biologie als Studienfächer gewählt. Sehr schnell habe ich dann gemerkt, dass ich diese Fächerkombination nicht studieren konnte, und habe deshalb für mein Studium neben Deutsch nach langem Zögern als zweites Schulfach schließlich Geschichte gewählt. So bin ich zur Geschichtswissenschaft gekommen, die mich dann, je länger, je mehr, so sehr beschäftigt und fasziniert hat, dass die Germanistik das Nachsehen hatte. Das ist also der erste Zufall in meinem Werdegang.

Die Universität Marburg war mein erster Studienort. Die Erfahrung, dass ich wie auch andere Frauen in Lehrveranstaltungen im Vergleich zu den Männern kaum wahrgenommen und angehört wurde, erinnere ich als besonders kränkend, da ich in meinem Mädchengymnasium anderes gewohnt war. Zusätzlich hat mich das unerträgliche maskuline und frauenfeindliche Gehabe der in Marburg dominanten schlagenden studentischen Burschenschaften erschüttert.

Zum Wintersemester 1959 bin ich nach Westberlin an die Freie Universität (FU) gegangen. Dieser große befreiende Schritt war eine bewusste Entscheidung. Mir gefiel die erst im Dezember 1948 gegründete, demokratisch verfasste Universität und am historischen, Seminar, dem Friedrich-Meinecke-Institut, der sehr freundliche Umgang miteinander. Ich ging nach wie vor davon aus, dass ich Studienrätin werde, in jedem Fall einmal mit Kindern lebe und die Berufsarbeit nie aufgeben will. Meine Vorstellungen hielten meine Kommilitoninnen an der FU für so absurd, dass ich dachte, irgendwie verkehrt gewickelt zu sein. Aber ich habe an meinen Zukunftsvisionen festgehalten.

Mein Umzug nach Westberlin brachte mich während des Kalten Krieges mitten hinein in tägliche politische Auseinandersetzungen und Debatten vor der FU-Mensa zwischen den zur Agitation vom Osten ausgeschickten FDJ-Kadern und Westberliner Studenten. Westberlin war, wie 1948/49 die Blockade plus Luftbrücke gelehrt hatte, ein hochgradig gefährdeter, vom Hoheitsgebiet der DDR umgebener Ort. Die im August 1961 seitens der DDR erbaute Mauer bewirkte die physische Teilung der Stadt. Die Mauer bedeutete für Kommilitonen aus Ostberlin, die an der FU studierten, weil sie an der Humboldt-Universität nicht studieren durften, das abrupte Ende ihres Studiums. Ein westdeutscher Freund von uns war spurlos verschwunden; später erfuhren wir, dass er zusammen mit anderen Medizinstudenten versucht hatte, Kommilitonen noch in den Westen zu holen; sie wurden verraten, in der DDR

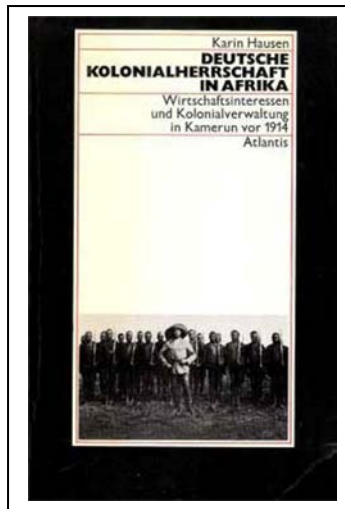
verurteilt und eingesperrt in das berüchtigte Bautzener Gefängnis. Selbstverständlich demonstrierte auch ich als Studentin mit zehntausenden Menschen an jedem 1. Mai auf dem Platz vor den Ruinen des Reichstags für die Freiheit von Westberlin, während nebenan auf der östlichen Gegenseite die militärisch gerüsteten Maiparaden aufmarschierten.

Sehr wichtig war für mich, dass ich im Herbst 1961 mit einem Auslandsstipendium ein Semester in Paris verbrachte. Es war die Zeit des seit 1954 anhaltenden, im März 1962 beendeten Algerienkrieges. Als ich in Paris eintraf, herrschte in der Stadt das Entsetzen über das Massaker vom 17. Oktober, bei dem demonstrierende Algerier in großer Zahl verprügelt, getötet und in die Seine geworfen worden waren. Es gab eine große Protestversammlung im Maison de la Mutualité. Ich war dort und kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Anders als die mir bekannten eher duckmäuserischen und apolitischen Professoren in Deutschland exponierten sich hier neben vielen anderen auch namhafte französische Professoren; sie kritisierten politisch engagiert in großer Schärfe lauthals die Regierung, die zu verantworten habe, dass die von den Franzosen erkämpften Revolutionsideale missachtet werden. In emphatischen Reden wurde an das *Wir* und an die in Revolutionen geschaffene Nation appelliert, die jetzt handeln und sich zur Wehr setzen müsse. Diese Versammlung erlebte ich als Kontrastprogramm zu meinem Bild von Deutschland mit seiner für eine solche politische Mobilisierung völlig untauglichen Geschichte.

Da wurdest du in gewisser Weise auch politisiert?

Ja, und zwar sehr heftig! Dazu gab es immer wieder neue Anlässe. In Paris lernte ich Menschen kennen, die zum Studium häufig aus überwiegend bereits ehemaligen französischen Kolonien in Indochina, Nordafrika, Schwarzafrika kamen, aber auch aus Lateinamerika, oder als Flüchtlinge aus Polen und der Tschechoslowakei eingereist waren. Erstmals in meinem Leben traf ich mit Juden zusammen, da ich einer koscheren Mensa zugeteilt war; als Unwissende stolperte ich hinein in schwierige Debatten. In diese Mensa immer wieder hinzugehen, verlangte meinen ganzen Mut. Ich bewohnte im Quartier Latin ein winziges Dienstmädchenzimmer unter dem Dach mit Blick auf das Collège de France. Mein Nachbar war ein Marokkaner. Ich, die ich bis dahin als gelehriges deutsches Nachkriegskind die Amerikaner nur als unsere Freunde kannte, wurde in Diskussionen konfrontiert mit Kritiken am Imperialismus der Amerikaner. Fasziniert haben mich auch die vielen Kurz-Demonstrationen gegen den Algerienkrieg zur Mittagszeit im Bereich Boulevard Saint-Germain, Boulevard Saint-Michel, Panthéon, die sehr schlau den Rhythmus der Ampeln ausnutzten. Vieles, was in Paris auf mich zukam, war für mich so neu, dass ich ins Grübeln geriet: ‚Aha Karin, wie bist du denn sozialisiert! Was weißt du alles nicht!‘ Die Pariser Eindrücke haben bei mir einen Hebel umgelegt.

Nach vollbrachtem Staatsexamen sagte ich mir, dass ich ja zunächst noch promovieren könnte, zwar nicht, um auf Dauer in der Wissenschaft, aber noch etwas länger an der Universität zu bleiben. Ich habe mir als Thema die deutsche Kolonialgeschichte ausgesucht, weil ich nach Afrika fahren wollte. Ich habe Professor Gerhard A. Ritter gefragt, ob er mich als Doktorandin annehmen würde. Da hat er ‚Ja‘ gesagt, aber von meinem Thema verstehe er gar nichts, ich solle einfach loslegen. Ich bin überhaupt nicht auf die Idee gekommen, dass



eine Doktorarbeit betreut werden müsste, und ich habe aus Dummheit und Unkenntnis Betreuung auch nie eingefordert. Im Nachhinein finde ich bemerkenswert, dass zur gleichen Zeit in der Bundesrepublik weitere Dissertationen zur deutschen Kolonialgeschichte in Arbeit waren, wir aber nichts voneinander wussten. Ebenso aufschlussreich ist, dass mich während des Forschens vieles interessierte, was mit Ethnologie zu tun hatte, ich mich darauf aber nicht einließ, weil ich fest davon überzeugt war, dass das nicht zur Geschichtswissenschaft gehört.

Mein Promotionsplan ist in einem entscheidenden Teil gescheitert. Ich habe die Kolonialgeschichte zwar erforscht, konnte aber nicht nach Kamerun in mein Untersuchungsgebiet fahren, weil ich an einer schweren, sehr langwierigen Hepatitis erkrankte und danach nicht mehr tropentauglich war. Also musste ich, ohne vor Ort recherchieren zu können, meine Dissertation aus hiesigen Quellenbeständen erarbeiten.³

Wenn du zurückdenkst an die Zeit des Doktorats, hat es da schon viele Studentinnen gegeben, die auch ein Dissertationsstudium gemacht haben? Wie war das an den Unis zu dieser Zeit: Wie hat sich das als junge Frau angefühlt, auch geschlechterpolitisch gesehen?

Es gab durchaus eine nennenswerte Zahl von Frauen, die promovierten. Denn es gab damals das Magisterexamen noch nicht. Wer das für den Schuldienst eingerichtete Staatsexamen nicht machen konnte oder wollte, war daher für einen anerkannten Studienabschluss auf die Promotion angewiesen. Allerdings hat mich schon damals geärgert, dass es unter denen, die Geschichtswissenschaft und Germanistik studierten, herausragend interessante und kluge Frauen mit Promotion gab, die für sich eine Wissenschaftskarriere überhaupt nicht in Betracht zogen, während einige in meinen Augen nicht sonderlich interessante Männer offenbar von Anfang an wussten, dass sie Professoren werden.

Gehen wir den Weg weiter: Du hast diese Dissertation gemacht und 1969 abgeschlossen, noch immer mit der Option, danach Studienrätin zu werden? Und dann kam wieder der Zufall ins Spiel?

Genau. Dann kam wieder der Zufall. Professor Thomas Nipperdey vom Friedrich-Meinecke-Institut der FU Berlin fragte mich, ob ich bei ihm Assistentin werden will. Und ich habe gedacht: ‚Na ja, das kann ich ja auch noch machen.‘ So kam ich wieder zurück nach Berlin, nachdem ich vorher zum Dissertationsstudium nach Münster/Westfalen gezogen war, weil Gerhard A. Ritter dort eine Professur angenommen hatte. Als Assistentin machte ich dann die Erfahrung, wie schwer es auszuhalten ist, in der damals exklusiv für Männer eingerichte-

³ Karin Hausen, Kolonialherrschaft in Afrika. Wirtschaftsinteressen und Kolonialverwaltung in Kamerun vor 1914, Zürich/Freiburg 1970.

ten akademischen Kultur als einzige Frau unter vielen Männern gleichberechtigt sein zu wollen. Wären da nicht einige Kollegen gewesen, mit denen ich mich gut verstand, wäre ich wahrscheinlich sehr schnell davongelaufen. Irgendwann, nachdem ich an der Universität schon mehrere Jahre selbstständig gelehrt hatte, dämmerte mir, dass ich die zwingende Voraussetzung für den späteren Schuldienst, nämlich das als grauenhaft geltende Referendariat, wohl kaum mehr heil überstehen würde. Diese Selbsterkenntnis veränderte meine Situation zum Schlechteren. Zukunftsängste spielten von nun an eine größere Rolle als jemals zuvor; bis dahin konnte ich mich beruhigen und distanzieren, indem ich mir einredete: ‚Ich habe mit diesen Leuten und diesem Institut ja eigentlich nichts zu tun, denn ich gehe ja an die Schule.‘ Das war mir Schirm und Sicherheit. Vermutlich hätte ich mich ohne diese sichere Ausflucht frühzeitig von der damaligen akademischen Geschichtswissenschaft verabschiedet.

Wann tritt die Neue Frauenbewegung in dein Leben? War das noch während dem Studium oder danach? Wie bist du dann, in dieser Zeit der sozialen Bewegungen, deinen Weg weitergegangen, was war für dich prägend?

Das Studieren an der FU wurde für mich nach der Rückkehr aus Paris im Frühjahr 1962 auch politisch hochinteressant. Ich beteiligte mich auf dem Campus der FU an einer erfolgreichen Kampagne für eine Urabstimmung, die zum Ziel hatte, einen frisch gewählten ASTA-Vorsitzenden wieder abzusetzen, weil er Mitglied einer an der FU generell verbotenen schlagenden Verbindung war. Die Kampagne schärfte unter den Studierenden die Aufmerksamkeit und Bereitschaft für kritische Hochschulpolitik, unter anderem galt es durchzusetzen, dass auch linke Referenten offiziell zu Vorträgen eingeladen werden. Es war die Zeit des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS). Die FU-Studierenden politisierten sich mehr und mehr und die Bewegungen erreichten auch die anderen Westberliner Hochschulen. Die 68er-Studentenbewegung, die in Westberlin schon früher einsetzte und sich besonders heftig entwickelte, hat mich von Anfang an sehr fasziniert, auch wenn ich nach meinem langen Kranksein 1965/66 und selbst vorübergehend nicht in Berlin lebend weniger Akteurin als Beobachterin des Geschehens war. Das Provozieren von Ordnungsgefügen, die als unveränderlich galten, war mitreißend. Sich das Demonstrationsrecht einfach zu nehmen, wie man es nutzen will, hat mich beeindruckt. Als sich die pauschalen Weltumwälzungsvorhaben breitmachten, habe ich mich nur noch gewundert. Erfreut haben mich hingegen die vielen, sehr kleinen gelebten Emanzipationen bei Menschen, die ich kannte, die etwas über Bord kippten, sich veränderten, befreiten. So vieles, vielleicht sogar alles radikal in Frage zu stellen, war überfällig und wichtig. Die dazu erforderliche Energie und Bereitschaft war in Berlin geballt vorhanden. Das kam hier den Autonomie einfordernden Frauenbewegungen zugute.

Gehen wir also zum Thema Frauenbewegung und Frauengeschichte. Du giltst im deutschen Raum und weit darüber hinaus als eine der wichtigsten Mitbegründerinnen der damaligen Frauengeschichte. Gab es dafür konkrete Anlässe, oder war das ebenfalls einfach die Atmosphäre der Zeit, die Erfahrung mit der autonomen Frauenbewegung außerhalb der Universitäten in den späten 1960er-, frühen 1970er-Jahren?

Ich habe es in den 1970er-Jahren nicht Frauengeschichte genannt, sondern die relevanten Fragen über Familiengeschichte beantworten wollen, weil es mir wichtig war, in großer Breite die deutsche Kultur der Innerlichkeit, der Häuslichkeit, der vermeintlich angeborenen Arbeitsteilungen mit allem, was sonst noch dazu gehört, zu erforschen. Wir hatten über Jahre einen wunderbaren, einmal im Jahr tagenden Arbeitskreis zur Familiengeschichte, der zunächst über Michael Mitterauer mit einem großen Forschungsprojekt zu Haushalt und Familie in Wien verbunden war. Dieser interdisziplinäre und internationale Diskussionskreis war noch nicht davon angetrieben, dass man schnellstens Publikationen absondern muss; wir verständigten uns ruhig und gelassen sehr offen über unsere Wissenschaften in unserer Denkwerkstatt, die die beteiligten Frauen und Männer gemeinsam gestalteten. Hier war ich mit meiner Art der Familienforschung verankert. Mein Aufsatz zur „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“, der Furore gemacht hat, war ein Beitrag zur Familiengeschichte. Er ist anlässlich einer Tagung entstanden, die indirekt beeinflusst war von der Kritik der Studentenbewegung an der Institution Familie, mit ihrem autoritären Charakter und allen Verklemmungen, die daraus resultieren. In diesen Kontext gehört die historische Familienforschung. Auf der Tagung, organisiert von Werner Conze vom Arbeitskreis Sozialgeschichte zusammen mit britischen Vertretern der Familiengeschichte aus der Cambridge Group for the History of Population and Social Structure, war die Überzeugung vorherrschend, Entscheidendes lasse sich anhand von Zahlen festmachen. Daher stand die Quantifizierung, völlig up to date, im Vordergrund. Auch mich beeindruckte, was man auf diesem Weg herausfinden kann. Dennoch habe ich, gleichsam als qualitatives Korrektiv, mein Referat zur „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“ gehalten. Aus dieser Vorstufe habe ich dann für die Veröffentlichung den Text zu einem ausführlichen Aufsatz weiterentwickelt.

Auf diesen Aufsatz kommen wir später noch einmal zurück. Bleiben wir zunächst noch beim Verhältnis Frauengeschichte – Familiengeschichte: Du würdest also eher zurückweisen, was ich gesagt habe, nämlich dass du Mitbegründerin der Frauengeschichte bist? Das war, wenn ich es richtig verstanden habe, nicht so ein bewusster Akt, dass man sagt: ‚Ok, wir stellen jetzt die Frauengeschichte ins Zentrum, wir suchen nach den Frauen in der Geschichte‘ – was ja der Titel eines ganz wichtigen Sammelbandes⁴ ist, den du herausgegeben hast? War das, weil die Familiengeschichte dir so klargemacht hat, dass Frauengeschichte notwendig ist?

Ja, du siehst das schon richtig. Wegen der Familiengeschichte geriet ich unter heftigen Beschuss durch die Historikerinnen der New Yorker Women’s History Group, die für den Fokus auf Frauengeschichte und Frauenbeziehungen eintraten. Meine Antworten waren: ‚Ich will dieselben Fragen stellen, aber ich gehe davon aus, dass es auf der Suche nach Antworten ergiebiger ist, über die Familie als Institution und Gruppe zu forschen als über Beziehungen und Freundschaften zwischen Frauen.‘ Ich hatte dabei stets eine gesamtgesellschaftliche Strukturgeschichte im Kopf. In den



⁴ Karin Hausen (Hg.), Frauen suchen ihre Geschichte, München 1983.

1970er-Jahren habe ich für die Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft“ einmal meine Vorstellungen über Familiengeschichte festgehalten⁵ und später, 1981, über die amerikanische Women's History geschrieben.⁶ Dafür habe ich gelesen, gelesen und gelesen, und gestaunt, gestaunt und gestaunt; es ist mir wie Schuppen von den Augen gefallen, vor allem durch die Lektüre von Gerda Lerner's frühen Beiträgen zur Frauengeschichte. Übrigens endete mein Artikel 1981 mit dem Hinweis, dass es sehr wichtig ist, über Frauen zu forschen; aber gleichzeitig muss auch über Männer geforscht werden, denn der gesellschaftliche Platz für Frauen hängt zusammen mit dem für Männer vorgesehenen Platz. Ohne Bezug auf Männer ist deshalb meines Erachtens historische Frauenforschung – ich halte diese Benennung für zutreffender als Frauengeschichte – gar nicht möglich.

Zur Frauengeschichte wurde ich stark angetrieben durch feministische Studentinnen, die ihre Forderungen nun immer lauter anmeldeten, und durch die Frauensommeruniversitäten an der FU 1976, 1977, 1978. Da während dieser Jahre meine 1973 geborene Tochter noch klein war, konnte ich nicht immer und überall dabei sein. Das gilt insbesondere für die so einflussreichen Historikerinnentreffen. Diese autonom organisierten Veranstaltungen in Städten wie Bielefeld, Berlin, Wien und schließlich Amsterdam mit Hunderten teilnehmenden Frauen waren aufregend und voller Elan. Es waren berufstätige Frauen, Studentinnen, Referentinnen, Schülerinnen, die überwiegend, aber nicht nur aus der Bundesrepublik anreisten, hoch motiviert waren, mit wildesten Vorstellungen und Ideen im Kopf. Ein schier unerschöpfliches Kreativpotenzial meldete sich zu Wort und daraus entstanden viele Kontakte, Netzwerke und auch Publikationen.

Die Zeit um 1980 ist für mich eine Wende. 1978 wurde ich Professorin für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der TU Berlin. Vieles bewegte sich und kam nun zusammen. Die Frauenbewegung war in vielen Orten und auch in kleineren Universitätsstädten inzwischen aktiv. Die Zahl der Studentinnen, die etwas bewegen wollten, nahm deutlich zu. Noch war es mühselig, in den Köpfen Klarheit darüber herzustellen, worum es eigentlich gehen soll. Ich erinnere mich noch gut an den Schwung, mit dem Gisela Bock 1976 auf der ersten Frauenuniversität erklärte: „Wir heben alles aus den Angeln“. Aber dafür Programme zu formulieren, bedurfte einer großen Anstrengung. Ende der 1970er-Jahre klärte sich, wohin es sich bewegt. Der erreichte Stand der Suchbewegungen ist nachzulesen in einem wichtigen Beitrag von Gisela Bock. Zunächst hatten Gisela Bock und Barbara Duden zusammen beim Bielefelder Historikerinnentreffen ihre Überlegungen zur Diskussion gestellt. Dann veröffentlichte Gisela Bock 1983 ihren Aufsatz „Historische Frauenforschung: Fragestellungen und Perspektiven“ in der schon angesprochenen von mir herausgegebenen Aufsatzsammlung „Frauen suchen ihre Geschichte“. Viele Anregungen kamen aus den USA. Die Hoffnung, auch das erfolgreich etablierte US-amerikanische Women's-History-Programm einfach in die Bundesrepublik zu übertragen, war jedoch trügerisch, weil amerikanische Universitäten stark marktförmig nach Angebot und Nachfrage funktionierten, das deutsche Universitätssystem dagegen als Reaktion auf eine entsprechende studentische Nachfrage niemals bereit und imstande war, Stellen und Gelder anzubieten. Die Studentinnen der 1970er- und 1980er-Jahre aber beantragten

⁵ Karin Hausen, Familie als Gegenstand historischer Sozialwissenschaft. Bemerkungen zu einer Forschungsstrategie, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 1, 2/3 (1975), 171–209.

⁶ Karin Hausen, Women's History in den Vereinigten Staaten, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 7, 3/4 (1981), 347–363.

bewundernswert hartnäckig Lehraufträge zur Frauengeschichte und kämpften vehement für deren Anerkennung als Studienleistung.

Du hast in diesen Jahren einen weiteren sehr wichtigen Sammelband publiziert, der auch während meines damaligen Studiums in Wien sehr viel gelesen und diskutiert wurde: „Wie männlich ist die Wissenschaft?“, herausgegeben mit Helga Nowotny.⁷ Wie ist er entstanden, was war die Motivation dafür?



Dieses Buch ist eigentlich aus Zorn entstanden. Helga Nowotny war als eine der ganz wenigen Wissenschaftlerinnen an das Berliner Wissenschaftskolleg eingeladen worden. Dort hatte ich mir ihren Abendvortrag „Wie männlich ist die Wissenschaft?“ angehört und war sehr beeindruckt. Wochen später veröffentlichte der Berliner „Tagesspiegel“ zu diesem Vortrag einen bössartigen Artikel voller Empörung über Steuergelder für angeblichen Schwachsinn. Daraufhin schrieb ich Helga Nowotny, wir kannten uns nicht persönlich, und meinte, es sei an der Zeit für Gegenwehr. Wir trafen uns und dachten uns zum Thema eine Tagung aus; zu dieser luden wir Wissenschaftlerinnen aus verschiedenen Fächern zu Vorträgen ein, und fachkompetente Wissenschaftler für Kommentare zum jeweils Vorgetragenen. In der Summe entstand ein überraschend einheitliches Bild heftig kriti-

sierter akademischer Männlichkeit. Als ‚verkehrte Welt‘ hatten wir arrangiert, dass die Männer, für sie völlig ungewohnt, als Minderheit unter vielen Frauen an der Tagung teilnahmen. Die Männer fühlten sich in der ihnen zugewiesenen Rolle und der von Frauen dominierten Diskussion sichtlich unwohl. Dieses beobachtend, realisierten die Frauen ihrerseits, wie viel Energie und Selbstbewusstsein es sie stets kostete, wenn sie denn überhaupt als Frauen zu Tagungen eingeladen wurden; sie waren dann ja meistens nur als einzige oder zu zweit dort. Das aus der Tagung hervorgegangene Buch ist breit rezipiert worden. Als Mitherausgeberin, so dachte ich, habe ich mich jenseits der historischen Wissenschaft positioniert und zudem auf etwas eingelassen, was sich generell für eine ernst zu nehmende Wissenschaftlerin nicht ziemt. Aber auch dieses Buch hat mir anscheinend nicht geschadet.

Du bist dann, 1995, Leiterin des auf deine Initiative hin eingerichteten Zentrums für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung (ZIFG) an der TU geworden. Ein eigenes Institut, das für viele Nachwuchsforscherinnen in der Bundesrepublik ganz wichtig war und zur Drehscheibe wurde beziehungsweise Berlin international als Zentrum der Frauen- und Geschlechterforschung sichtbar gemacht hat – wie siehst du es im Rückblick? Ich erinnere eure vielen Tagungen, Workshops, Veranstaltungsreihen, Publikationen und eine Reihe von Wissenschaftlerinnen, die dort promoviert oder sich bei dir habilitiert hat ...

⁷ Karin Hausen u. Helga Nowotny (Hg.), *Wie männlich ist die Wissenschaft?*, Frankfurt a. M. 1986.

Berlin hat schon durch das von mir mit auf den Weg gebrachte Förderprogramm Frauenforschung des Berliner Senats, das seit 1988 für mehr als zehn Jahre Anschubfinanzierungen für Frauenforschung ermöglichte, erkennbar eine Vorbildwirkung gehabt und die Akzeptanz für Frauenforschung befördert. An der TU Berlin habe ich außerdem an der Grundordnung für das in Berlin neu eingerichtete Amt der Frauenbeauftragten mitgewirkt. Bis zu meiner Pensionierung gehörte ich dann dem kleinen Beirat der Frauenbeauftragten als gewähltes Mitglied an. Das war für mich sehr interessant, weil der Beirat ab 1989/90 einmal jährlich im Rahmen eines Programms zur Förderung von Wissenschaftlerinnen an der TU weitgehend entscheiden konnte, welche aus der großen Gruppe der Bewerberinnen für bis zu fünf Jahren eingestellt werden konnte.

Schließlich ergab sich an der TU auch für mich selbst unverhofft die Möglichkeit, die Denomination meiner Stelle zu verändern und meinen Status zu verbessern. Ich bewarb mich für eine Professur für interdisziplinäre Frauenforschung, erhielt den Zuschlag und legte dann in den Berufungsverhandlungen meinen Plan für das Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung vor. Die Etablierung des Zentrums mussten wir gegen immer neue Barrieren extrem langwierig und mühselig durchsetzen. Wir, das waren damals als Assistentin Karen Hagemann, später Ulrike Weckel sowie als noch nicht promovierte Mitarbeiterin die Germanistin und Theaterwissenschaftlerin Evelyn Annuss und ich. Wir haben, unterstützt von Hilfskräften, während dieser mühsamen Aufbauphase einfach optimistisch drauflosgearbeitet und über unsere Aktivitäten eifrig Berichte vorgelegt.

Es machte Spaß, sich gemeinsam auszudenken, wie eine Lehrveranstaltung gestaltet sein muss, die auf Interdisziplinarität zielt. Im Forschungskolloquium und in unseren zahlreichen Workshops organisierten wir Begegnungen zwischen den Disziplinen, um über Inhalte, Methoden und fachlich verengte Blickweisen zu diskutieren: ‚Aus welcher Fachecke, aus welchem Arbeitszusammenhang kommen Sie? Mit welchem Hintergrund, mit welchen Vorkenntnissen?‘ Solche Fragen räumten vorbeugend mögliche Missverständnisse aus und halfen zu klären, wo das Missverstehen lag. Anschließend wurde das gemeinsame Nachdenken spannend, weil nun zurückgefragt werden konnte: ‚Warum fragen Sie das jetzt so? Also ich hätte anders gefragt.‘ Uns ging es darum, und wir wurden darin immer besser, in der gemeinsamen Diskussion Redebeiträge zu Sachverhalten, Methoden, Theorien wirklich ernst zu nehmen und längere Zeit sehr genau zu durchdenken.

Trotz aller Erfolge war das ZIFG mit deiner Pensionierung 2003 in seiner weiteren Existenz gefährdet. Es gab Hinhaltungen, eure Befürchtungen und Protestbriefe, Ihr musstet wirklich kämpfen dafür, dass das Zentrum über deine Pensionierung hinaus eine Zukunft hat. Was waren die Argumente der Universitätsleitung?

Kein Geld, keine Stellen. In dieser Phase mussten an der TU Berlin viele Professuren gestrichen werden, und es wurde beschlossen, die Philosophische Fakultät fast vollständig abzuschaffen. Es ist nachvollziehbar, dass die Kollegen ihre Pfründe mit Zähnen und Klauen verteidigten. Sie haben nie gesagt, wir wollen das ZIFG aufgeben; sie haben aber die zugestandene Weiterführung des Zentrums immer wieder verschoben. Diese Strategie machte einen großen Aufstand seitens des ZIFG unmöglich.

Mit dem Argument dringend notwendiger Einsparung wird die Forschungsleistung völlig vom Tisch geschoben, sie zählt nicht in solchen Situationen. Und eure Forschungsleistung war ja sehr groß.

Es ging überhaupt nicht um Leistung. Wieder und wieder wurde ich vor die Forschungskommission gerufen, um erneut zu erläutern, warum das ZIFG überhaupt weiterbestehen soll. Einmal bat ich den Vorsitzenden der Kommission um ein Gespräch, um zu erfahren, was die Kommission eigentlich von mir wissen will. Per Telefon sagte er, ich brauche ihm nicht zu erklären, was und wie wichtig diese Frauen- und Geschlechterforschung ist, er habe auch eine Frau und eine Tochter. Eine solche Abwehr des Argumentierens ist argumentierend nicht zu überwinden.

Nennen wir noch einmal das Datum, das war 2003! Eigentlich nach einer Erfolgsgeschichte der Frauen- und Geschlechterforschung am ZIFG: Publikationsreihen, Dissertationen, Habilitationen, die Präsenz und Überzeugungskraft im universitären Feld, und trotz alledem kommen solche Argumente immer wieder. Wie hast du die Relevanz der Frauen- und Geschlechterforschung, des Zentrums vor allem argumentiert in dieser Zeit? Was musstest du da alles aus dem Nähkästchen holen, um Überzeugungsarbeit zu leisten, die offenbar nie aufgehört hat?

Ich habe damals vermutlich überhaupt auf Überzeugungsarbeit verzichtet, weil sich in der gegebenen Situation niemand mehr dafür interessierte. Wir hatten die allerschönsten Jahresberichte, Glanzstücke würde ich immer noch sagen, vorgelegt mit umfassenden Aufstellungen von allem, was wir gemacht haben: interdisziplinär, international und so weiter. Aber wenn man davon nichts hören und lesen will, sind derartige Berichte für die Katz. Es war durchaus einfach, mit Blick auf die Zukunft die gesellschaftliche Relevanz dessen zu erklären, was wir damals mit Forschung, Lehre und Diskussionen auf die Tagesordnung setzten: Wenn wir in der Gesellschaft Veränderungen wollen, die beispielsweise dazu beitragen, dass geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen nicht mehr als natürlich gelten, dann hat das erhebliche Folgen. Bis heute werden in alter Tradition und scheinbar legitim Arbeiten zwischen Männern und Frauen so zugeteilt, dass Frauen das Nachsehen haben infolge der geschlechtstypischen Unterscheidungen bei Bezahlung, Status, Machtgefälle, Erwerbssicherheit. Will man das in naher Zukunft so nicht mehr hinnehmen und effektiv in Richtung Chancengleichheit verändern, dann müssen seitens der Gesellschaft frühzeitig die negativen und positiven Folgewirkungen dieser weitreichenden Veränderungen erkannt, abgefedert, gestaltet werden. Dazu bedarf es erstens einer verlässlichen Vorausschau auf solche Kettenreaktionen und zweitens gut vorbereiteter Teams kompetenter Menschen, die sich der anstehenden und erkannten Aufgaben unverzüglich annehmen können.

Kommen wir nun von der Frage der Relevanz der Frauen- und Geschlechtergeschichte zu deinen eigenen Forschungen. In diesen Forschungen hast du klar gezeigt, wie scheinbar marginale Themen gewendet werden müssen, um auf gesellschaftlich zutiefst verankerte Strukturen zu verweisen und Machtbeziehungen aufzuzeigen. Das hast du etwa am Beispiel von The-

men wie der Geschichte der „Großen Wäsche“ im Kontext der Industrialisierung, der frühneuzeitlichen Holznot oder der Geschichte der Nähmaschine durchgespielt – und damit Alltags- mit Strukturgeschichte mit Gesellschaftsgeschichte verbunden.

In Bezug auf meine Forschungsthemen ist es wichtig zu betonen, dass ich meine Kindheit in einem Dorf verbracht habe. Dort konnte ich noch genau beobachten, wie etwas getan wird: wie gesägt, gemäht, gedroschen wird, wie Kühe gemolken und Schuhe gesohlt werden, wie man sich aus dem Garten ernähren kann. Das waren für mich, die ich oft und viel geholfen habe, sehr konkrete Erfahrungen und Wissensbestände darüber, wie Alltag aussieht. Ich denke, das hat meine späteren Nachforschungen stark beeinflusst. Mir liefen die wenigen Dinge, die ich beforcht habe, gewissermaßen über den Weg, und ich wusste im Voraus, was ein gutes Thema ist, um daran etwas zu erläutern. Mein Aufsatz zur Geschichte der Nähmaschine, und jener zur „Großen Wäsche“ und zu Waschmaschinen,⁸ waren keine dezidiert feministischen Arbeiten. Mein Ziel war, die oft traditionell genannten Arbeiten von Frauen als Teil und Kontext allgemeiner gesellschaftlicher Transformationen darzustellen und zu beurteilen, ganz im Sinne meiner Vorstellung von historischer Frauenforschung.



Du hast beide Beiträge dann aufgenommen in ein schönes blaues Buch, das 2012 unter dem Titel „Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte“ erschienen ist.⁹ In ihm sind wichtige Forschungsbeiträge von dir versammelt, zur Geschichte von der Frühen Neuzeit bis ins 20. Jahrhundert. Ich möchte diese von dir getroffene Auswahl nun heranziehen, um das Gespräch über deine Forschungsarbeiten zu leiten. Was hat dich motiviert, diese Sammlung vorzulegen?

Das Buch hätte nach meinen Vorstellungen schon viel eher fertig sein sollen, aber es ist leider erst Jahre nach meiner Pensionierung erschienen. Ich wollte mit den Texten zwischen zwei Buchdeckeln zeigen, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen meinen Forschungsbeiträgen, die ich an verschiedensten Stellen veröffentlicht hatte. Dieser Zusammenhang ist meiner Meinung nach in diesem Buch erkennbar. Ich habe an ganz verschiedenen Beispielen durchgespielt, was geschieht, wenn ich mit meinem Können als Historikerin der Frage nachgehe, wie Männer und Frauen und Geschlechterbeziehungen in der Geschichte vorkommen. Mit dieser Absicht suchte ich mir möglichst augenfällige und vertraute Beispiele aus der Alltagswelt. Dann habe ich mich bemüht, diese anhand sehr verschiedenartiger Fragestellungen und möglichst entlang längerer Zeitphasen möglichst genau kennenzulernen, darzustellen und zu beurteilen. Die so entstandenen Aufsätze über Ehepaare, die Nähmaschine, den Mut-

⁸ Karin Hausen, Technischer Fortschritt und Frauenarbeit. Zur Sozialgeschichte der Nähmaschine, in: Geschichte und Gesellschaft, 4, 2 (1978), 148–169; dies., Große Wäsche. Technischer Fortschritt und sozialer Wandel in Deutschland vom 18. bis ins 20. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft, 13, 3 (1987), 273–303.

⁹ Karin Hausen, Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte, Göttingen 2012.

terttag, Arbeitsteilungen etc. gehören insofern zusammen, als sie mir ermöglichen, aus wechselnden Perspektiven historische Geschichten darüber zu erzählen, dass und wie Geschlecht gesamtgesellschaftlich stets außerordentlich wichtig und allenthalben präsent war. Außerdem repräsentieren die ausgewählten Beiträge auch einen Längsschnitt sowohl meines eigenen Schreibens als auch von dem, was in der Zeit, in der sie erstmals veröffentlicht wurden, als Fragestellung und Ergebnis möglich war oder nicht möglich war.

Du hast die ausgewählten Beiträge in diesem Buch in fünf Abschnitte gruppiert. Im ersten Abschnitt mit dem Titel „Bürgerliche Geschlechterordnung“ ist etwa dein so viel zitierter Aufsatz „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘“ enthalten sowie ein neuer Beitrag zu seiner Rezeptionsgeschichte, „Eine Spätlese nach 30 Jahren“. Der zweite Abschnitt zu „Haushalt und Technik“ enthält die drei Beiträge zur Sozialgeschichte der Nähmaschine, zur „Großen Wäsche“ und zur frühneuzeitlichen Debatte über Holznot und Holzsparkunst in Deutschland. Im dritten Abschnitt zu „Arbeiten, Wirtschaften und Geschlechterdifferenz“ geht es um „Wirtschaften mit der Geschlechterordnung“ sowie Arbeiterinnenschutz und Mutterschutz oder generell um Überlegungen zu Arbeit und Geschlecht. Es folgt der vierte Abschnitt zum Muttertag, dem Volkstrauertag und der Witwen- und Waisenversorgung in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg. Der fünfte Abschnitt enthält schließlich unter dem Label „Theoretische und historiografische Herausforderungen“ zwei Beiträge, einerseits zum Konzept des Patriarchats in der Frauengeschichte, das du schon früh verworfen hast, und andererseits zur Nicht-Einheit der Geschichte als historiografische Herausforderung. Soweit der Rahmen, den du hier, stellvertretend für deine Forschungsarbeiten insgesamt, aufgetan hast.

Als Beispiel dafür will ich zunächst die Geschichte des Muttertags nehmen. Meine Studie dazu ist in zwei Fassungen entstanden. Es begann damit, dass ich etwas zu einem Sammelband zur Geschichte der Freizeit beizusteuern sollte. Da fiel mir der von mir ungeliebte Muttertag ein. Ich begann zu forschen, und je genauer ich mich damit beschäftigte, umso mehr erbosten mich die Fürchterlichkeiten, die mit dem Muttertagsprogramm – ‚Ehret einmal im Jahr die nimmermüde, sich klaglos aufopfernde gute Mutter‘ – propagiert wurden. Der Muttertag entstand im Zusammenspiel von Vertretern konservativer Sozialorientierung, die nach dem Ersten Weltkrieg den Zusammenbruch der Gesellschaft über die Mutter heilen wollten, und von Vertretern kruder wirtschaftlicher Interessen, allen voran der Blumengeschäftsinhaber, die daran verdienen wollten. Dieses Zusammenspiel zu erkennen, war für mich umso aufregender, als der Muttertag von Anfang an auch mithilfe von Kindergärten und Schulen über die Kinder in die Familien getragen werden sollte. Auch mich überraschte, dass der Muttertag schon ab 1923 propagiert und gefeiert wurde, also keine Erfindung der Nationalsozialisten ist. Die im Buch abgedruckte ausführlichere Auseinandersetzung mit dem Muttertag ist im Zusammenhang eines internationalen Workshops zu Emotionen und materiellen Interessen entstanden.

Als Gegenstück habe ich später den Volkstrauertag untersucht. Er wurde auf die gleiche Weise wie der Muttertag mit einem problematischen Feierprogramm und Unterstützung der Blumengeschäftsinhaber, in der Öffentlichkeit verankert. Das massenhafte Töten und Verstümmeln von Männern im Ersten Weltkrieg belastete die deutsche Nachkriegsgesellschaft nachhaltig. Für öffentliche Gedenkfeierlichkeiten aber

gab es in der neu gegründeten Weimarer Republik keine eindeutige, institutionell-staatliche Zuständigkeit. Auf dieses Defizit reagierte eine selbst ernannte Bewegung für den Volkstrauertag. Ihr gelang es, den an einem bestimmten Tag des Jahres überall in Deutschland gefeierten Volkstrauertag zu etablieren. Im Nationalsozialismus wurde der Volkstrauertag verstaatlicht und zum Heldengedenktag umbenannt. Muttertag und Volkstrauertag hatten offenbar eine diffuse, aus Trauer, Belastung, Verzweiflung, Leiden an Ungerechtigkeiten, wirtschaftlicher Not, Aussichtslosigkeit zusammengesetzte Missstimmung in der Bevölkerung zur Voraussetzung. Diese Stimmung dürfte in der Weimarer Republik für völlig überforderte, sozial kaum unterstützte Mütter ebenso niederschmetternd gewesen sein wie für unzähligen Familien mit verkrüppelten und psychisch gestörten Männern, getöteten Söhnen und Vätern. Die selbst ernannten „Bewegungen“ für den Muttertag und für den Volkstrauertag reagierten auf solche freischwebenden Emotionen und bedienten sich ihrer im öffentlichen Diskurs zur Durchsetzung der neuen Gedenktage. Die neuen Gedenktage bedienten gleichzeitig die politischen Interessen konservativer und reaktionärer Gruppierungen und die wirtschaftlichen Interessen von Einzelhandel und Produzenten mit den für die Feste empfohlenen marktgerechten Ausdrucksformen.

In beiden Forschungsarbeiten zeigst du somit auch Zusammenhänge zwischen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung beziehungsweise Konsuminteressen, wirtschaftlichen Interessen einerseits, und Emotionen im Kontext bestimmter Frauengruppen, in dem Fall von Witwen oder Müttern, Ehefrauen andererseits. Das ist etwas, was sich ja auch durch das Buch, durch deine ganze Arbeit zieht: Immer verweist du auf die Relevanz von wirtschaftlichen Dimensionen, holst diese in die Frauen- und Geschlechtergeschichte hinein und schreibst so – das sagt ja auch der Titel des Buches – eigentlich umfassende Gesellschaftsgeschichte. Damit hast du früh begonnen, schon mit dem Thema Hausarbeit und den anderen bereits angesprochenen Themen. Und du zeigst auch die Bezüge zur – ich sage es jetzt einmal unter Anführungszeichen – „großen Wirtschaft“, wie im Beitrag „Wirtschaften mit der Geschlechterordnung“, der die Zeit der Industrialisierung und der damit einhergehenden geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes in den Blick nimmt. Hier wird deutlich, dass man eine Geschichte der Industrialisierung, des Arbeitens im 19. und 20. Jahrhunderts, gar nicht schreiben kann, ohne auch auf Geschlechterbeziehungen, zeitgenössische Männlichkeits- und Weiblichkeitskonstruktionen, die Dichotomie privat – öffentlich zu verweisen. Also man kann die Geschichte der Industrialisierung nicht verstehen ohne die Kategorie Geschlecht.

Ja, mithilfe der Kategorie Geschlecht die Geschichte der Geschlechterverhältnisse und Geschlechterbeziehungen systematisch mit der Geschichte von Wirtschaft und Arbeit zu verstricken, das ist eine Herausforderung, die wir noch zu bewältigen haben. Es erweist sich heute als gravierendes Problem, dass es sehr schwierig und langwierig ist, Strukturen der Arbeitsteilungen nach Geschlechtern zurückzubauen und abzuschaffen, die seit vielen Jahrzehnten weiterentwickelt und in den gesellschaftlichen Einrichtungen und Köpfen der Menschen fest verankert worden sind. Die Dramatik des aktuellen Handelns tritt derzeit besonders deutlich zutage bei der ungelösten Aufgabe, den schnell steigenden Bedarf an Pflegearbeit für Menschen jeden Alters als unverzichtbare und sehr anspruchsvolle Arbeit bereit zu stellen, sei es als unbezahlte oder sei es als bezahlte Arbeit, und gleichzeitig abzusichern,

dass Menschen, die der Pflege bedürfen, keinen Schaden nehmen und menschenwürdige Zuwendung erhalten.

Im Zuge der Industrialisierung entstand und verfestigte sich die Ansicht, dass Frauen flinker und in der Handarbeit geschickter sind und daher auch in der Fabrik besser für Hilfstätigkeiten geeignet sind – eine Ideologie, ebenso wie die Norm, dass nur Männer Arbeiten an der Maschine, die Kraft erfordern, durchführen können. All das wurde mit der angeblich natürlichen Geschlechterordnung argumentiert. Du verweist auch auf die Widersprüchlichkeit eines solchen Konzepts, das mit unternehmerischen Interessen oder Logiken in eine gewisse Konkurrenz tritt. Da Frauenarbeit billiger war, wäre es ja logisch gewesen, sie möglichst umfassend einzusetzen.

Die ökonomische Logik der Kostensenkung wurde bisweilen durch die Logik der angeblich natürlichen Geschlechterordnung ausgehebelt. Mich interessiert, warum und wie das geschieht. Ich übe mich darin, die etablierte Art, das gängige Narrativ, wie über Geschichte geredet wird, zu hinterfragen und aus den Angeln zu heben. Nehmen wir das Beispiel Hausarbeit: Selbst Feministinnen redeten von der traditionellen Hausarbeit, als sei diese über Jahrhunderte unverändert geblieben. In meinem Aufsatz zur „Großen Wäsche“ hinterfrage ich dieses Narrativ mit meiner Frage: Wer kommt auf die verrückte Idee, dass etwas permanent traditionell bleibt, wenn sich im Zuge der Industrialisierung alles verändert? Die Tatsache, dass Wäsche gewaschen wird, gleicht der Tatsache, dass Brot gebacken wird, dass ein Kleidungsstück genäht und ein Automobil, seitdem es erfunden ist, gebaut wird. Ich will kurz erläutern, warum auch schon für die Zeit vor der Waschmaschine im privaten Haushalt das Kürzel „traditionelle Hausarbeit“ unsinnig ist. Waschen war vielleicht überall in Europa, aber zumindest im Westen Frauenarbeit. Die bereits gewaschene Wäsche im sauberen Wasser von Flüssen oder Bächen spülen zu können, war zusätzlich zu Waschmitteln eine wichtige Bedingung des erfolgreichen Wäschewaschens. Was aber ist zu tun, wenn Dank einer vorgelegerten Fabrik der Fluss oder Bach auf einmal zur Kloake verkommt? Dann muss die „traditionelle Wäsche“ mit Ersatz auskommen, mit dem stehenden Wasser eines Brunnens, später auf sehr eingegengtem Raum mit einer Wasserleitung. Besonders in der Stadt ist entscheidend, wo die benutzbare Wasserquelle zu erreichen ist: Liegt sie im Garten oder Hof des ebenerdigen Wohnhauses, ist sie einfacher zu benutzen als aus einer Wohnung im vierten Stock. Auch für das Einweichen, Waschen, Trocknen und Glätten der Wäsche mussten immer wieder neue Wege und Verfahren „erfunden“ werden, wenn „traditionelles“ Arbeiten unmöglich wurde. Erfindungsreich mussten vor allem arme und deshalb sehr mobile Frauen sein, die sich als Waschfrauen verdingten oder zu arm waren, für sich waschen zu lassen.

Könntest du auch am Beispiel der Sozialgeschichte der Nähmaschine diesen Weg von etwas, was Frauen tun, hin zu wirtschaftlichen Gesamtzusammenhängen erläutern?

Die Geschichtsschreibung zur Industrialisierung war mit dem Fokus auf die Dampfmaschine, Textilfabriken und später der Schwerindustrie stark fixiert auf die „große Industrie“ (Karl Marx). Demgegenüber betone ich, dass es auf allen Ebenen zu Veränderungen kam, wie es später auch die Forschungen zur Protoindustrialisierung herausgearbeitet haben.

Für meine Geschichte der Nähmaschine ist dieser Ansatz entscheidend. Die Geschichtsschreibung zur Industrialisierung hat sich lange nur für die Baumwollindustrie und die neue Antriebskraft, das heißt die Maschinerisierung, interessiert. Aber niemand hat gefragt, wie eigentlich mit den großen Mengen an so produzierter Baumwollstoffe umgegangen wurde, wie man dafür eine Nachfrage erzeugt hat. Und siehe da, beim genaueren Hinschauen sieht man zweierlei: Erstens kann ein Baumwollstoff erst dann weiterverarbeitet werden, wenn er zumindest gewaschen und gefärbt ist. Es wurde sehr lange daran gearbeitet, diese Prozesse der Nachbearbeitung effizient ausführen zu können. Zweitens muss der Stoff, wenn er fix und fertig angeboten wird, in einem wiederum langwierigen Prozess vernäht werden. Hier beginnt die Geschichte der Nähmaschine, die über einen langen Zeitraum des 19. Jahrhunderts allmählich entwickelt und schließlich am erfolgreichsten vom US-amerikanischen Singer-Konzern weltweit vermarktet wurde. Das Handnähen reichte nicht mehr aus für diese Stoffmassen, die jetzt attraktiv wurden. Die gesamte Nachfrage änderte sich und auch die Einstellung dazu, wie viele Kleidungsstücke ich anziehen muss, um angezogen zu sein.

Aus dieser Perspektive erschließt sich die entstehende Konfektionsheimarbeit der Frauen als Parallelstück zur Erwerbsarbeit der Männer im Baugewerbe der schnell wachsenden Städte. Diese Frauen arbeiteten nicht in großen zentralen Fabriken, sondern als Heimarbeiterinnen in kleinen Wohnungen – das ist die viel beschworene Vereinbarkeit von Familie und Beruf in ihrer schlimmsten Variante. Arbeiterfrauen wurden zu Heimarbeiterinnen; sie hatten aus unternehmerischer Sicht den Vorteil, dass sie kostenfrei für den Unternehmer selbst für Arbeitsraum, Licht, Heizung und Nähmaschine aufkamen. Ihre Nähmaschine kauften sie in Form des Ratenkaufsystems. Erst nach der Beendigung meiner Forschungsarbeit habe ich erfahren, dass Heimarbeiterinnen sich mitunter der dringlich anstehenden nächsten Ratenzahlung, wenn sie Glück hatten auf Dauer, entziehen konnten, indem sie notfalls bei Nacht und Nebel, unter Mitnahme ihrer Nähmaschine, ohne Hinterlassen einer Adresse umzogen. Der Rateneintreiber findet seine Kundin nicht in der alten Wohnung, und selbstverständlich vermag in der Nachbarschaft, wie es die Solidarität unter Arbeiterfrauen verlangt, niemand zu sagen, wo die Frau hingezogen ist, selbst wenn sie nun bloß zwei Häuser weiter wohnt.

Gehen wir auch nochmals zum so viel zitierten Schlüsseltext zur „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“ und seiner Rezeption, die du in diesem Band ebenfalls darlegst. Was war dein Anliegen damals, als du ihn verfasst hast, und was das Motiv, ihn in die Zusammenstellung aufzunehmen?

Als ich diesen Text verfasste, war ich überzeugt, damit aus der Geschichtswissenschaft herauszufallen. Seine anhaltende glorreiche Karriere hatte ich überhaupt nicht vorausgesehen, und ich bin immer noch überrascht, dass der Text inhaltlich noch immer funktioniert. Ich habe ihn damals geschrieben als eine für mich persönlich wichtige Weise der Selbstverständigung. Ich entdeckte mit großem Erstaunen, dass Männer, die sich während meiner Studienzeit mit provozierender Selbstverständlichkeit gegenüber intellektuell interessierten Frauen abfällig verhielten, nichts Neues taten, sondern nur, wenngleich banalisierend, einem

schon um 1800 formulierten, sehr wirkmächtigen Programm der Geschlechterordnung folgten, ebenso wie ich auf der anderen Seite des Programms. Mich wundert, dass mein Aufsatz immer noch aufmerksam rezipiert wird, obwohl Studierende es heute mit Geschlechterbildern zu tun haben, die sich im Vergleich zu den in den 1950/60er-Jahren geltenden von Grund auf verändert haben.

Genau. Weil du noch in diese so stark polarisierte Geschlechterdichotomie hinein sozialisiert wurdest, heutige Studierende aber nur noch bedingt oder nicht mehr. Aber Geschichtsstudierende schauen natürlich zurück, auf die ‚Moderne‘, die damalige bürgerliche Gesellschaft, und da ist der Text sehr überzeugend, weil er die Geschlechterordnung der ‚Moderne‘, mit vielen Bezügen auch zu heute, erklärt und historisiert. Darum denke ich schon, dass diese Relevanz ungebrochen ist. Und auch die Quellen, die du verwendest, das sind ja vor allem Lexika, Enzyklopädien ...

Ja, meine Hauptquelle sind bürgerliche Enzyklopädien. Bei der Rezeption meines Aufsatzes gibt es ein bemerkenswertes, für mich interessantes und irritierendes Defizit. Ich habe betont, dass die Polarisierung der Geschlechtscharaktere nicht nur ein asymmetrisches Machtgefüge zwischen Männern und Frauen gerechtfertigt hat, also ein Abwertungsprogramm war. Die Polarisierung lieferte mit dem eingeschriebenen Konzept der Ergänzung beider Geschlechter auch ein für die damalige Zeit durchaus attraktives Versöhnungsprogramm.

Einen anderen Beitrag von dir, nämlich „Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung“, zuerst erschienen 1998,¹⁰ hast du 2012 ebenfalls in dein Buch übernommen. Warum „Nicht-Einheit der Geschichte“, was meinst du damit, und was ist demgegenüber deren „Einheit“? Kannst du anhand dieses Begriffs noch einmal deinen spezifischen historiografischen Ansatz erläutern?

Mich hat immer die Frage beschäftigt, wie ich meine Art der Geschichtserzählung, also das Ergebnis meiner veränderten historischen Sicht und Herangehensweise, mit Bedeutung und Gewicht in das über zwei Jahrhunderte hindurch errichtete Geschichtsbauwerk einfügen kann. Denn vereinheitlichende Narrative strukturieren dieses Gebäude, um die Vielfalt des Partikularen zu bändigen und eine so vereinheitlichte Geschichte schließlich am überzeugendsten im Gewand der Nationalgeschichte als eine stimmige Einheit der Geschichte auszugeben. Ich argumentiere nicht prinzipiell gegen eine Geschichtserzählung, die eine solche Einheit herstellt. Ich halte es aber für notwendig, dass der Preis, der bezahlt wird, um diese Einheit herzustellen, kritisch reflektiert wird. Für mich und meine Art zu forschen und über Geschichte zu schreiben, ist der gezahlte Preis für die gewohnte Einheit der (National-)Geschichte zu hoch. Deshalb habe ich offengelegt, dass das Konzept der Einheit auf Relevanzentscheidungen beruht, die verhindern, dass meine Geschichtserzählungen die ihnen zu-

¹⁰ Karin Hausen, Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung, in: Ann-Charlott Trepp u. Hans Medick (Hg.), Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte: Herausforderungen und Perspektiven, Göttingen 1998, 15–55.

kommende Bedeutung erhalten. Es ist keineswegs so selbstverständlich, wie es stillschweigend in der Einheitsgeschichte unterstellt wird, dass einer Konstruktion des Allgemeinen, zum Beispiel der Nationalgeschichte, sehr große Relevanz dadurch beigemessen wird, dass Öffentlichkeit als ein hochgradig relevantes Allgemeines gedacht wird und dem gegenüber das Private als irrelevanter Alltagskleinkram nicht der Rede wert erscheint. Diese noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dominante Präsentation von Geschichte ist eine Geschichtsschreibung von zweifelhaftem Wert. Denn um einer fragwürdigen Einheit willen lässt sie unberücksichtigt, was sie zum irrelevanten Privaten erklärt hat. Für die große Geschichte darüber, wie Menschen, die essen, trinken, schlafen, waschen, lieben, miteinander auskommen und Kinder großziehen müssen, von Tag zu Tag ihr Überleben bewältigen, muss neu verhandelt werden, ob und inwieweit Sortierverfahren, die in relevant und irrelevant, privat und öffentlich, Vielfalt und Einheit teilen, historiografisch weiterhin hilfreich und sinnvoll sind.

Es lässt sich eine Brücke schlagen von diesem Beitrag zurück zur „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“. Ab dem 18. Jahrhundert sind Verfahren entwickelt worden, um die Welt zu ordnen und über Relevanz oder Nicht-Relevanz zu entscheiden. Im Aufsatz zur „Nicht-Einheit der Geschichte“ gehe ich einen Schritt weiter, indem ich über Nationalstaatsgeschichte und ihre hierarchisch geordneten Ebenen des Lokalen, Regionalen und Nationalen als neues Erzählmuster berichte. Am Beispiel der deutschen Geschichte lassen sich Relevanz-Verschiebungen besonders gut beobachten. Nach der Reichsgründung 1871 entwickelt sich die Nationalstaatsgeschichte, obwohl im Deutschen Reich die Einzelstaaten noch lange ihr Eigenleben behielten. Doch in der Geschichtsschreibung wurde nun das Nationale als Einheit herausgestellt und dabei Öffentlichkeit fokussiert auf Reichsregierung und Reichstag, Heer und Marine und große Männer in Politik, Wirtschaft, Kultur. Spätestens mit der Wende zur Sozialgeschichte, die das geschichtswissenschaftliche Grundprogramm entscheidend veränderte, hätte es nahe gelegen, beispielsweise in der Arbeitergeschichte selbstverständlich auch über Familien, Ehefrauen und Arbeiterinnen zu forschen, doch das geschah zunächst nicht. 1975 habe ich in einem Aufsatz zur Notwendigkeit von Familiengeschichte danach gefragt,¹¹ wie und warum es in der Geschichtswissenschaft überhaupt dazu kommt, die Sphäre des angeblich Privaten gar nicht wahrzunehmen. Das war ein erster Schritt hin zu derjenigen Argumentation, die ich später mit dem Aufsatz zur „Nicht-Einheit der Geschichte“ weiter ausgeführt habe.

Könnte man dann Geschichtswissenschaft mit einem großen Haus mit vielen Zimmern vergleichen? Und je nachdem, welches Zimmer man betritt, ergeben sich andere Perspektiven auf die Geschichte, sie zerfällt dadurch in verschiedene Felder. Alle Perspektiven sind aber gleichrangig. Eine ist nicht wichtiger als die andere, je nachdem eben, welche Perspektive man einnimmt und offenlegt. Könntest du mit so einem Bild etwas anfangen? Oder wie Schubladen, die man zieht.

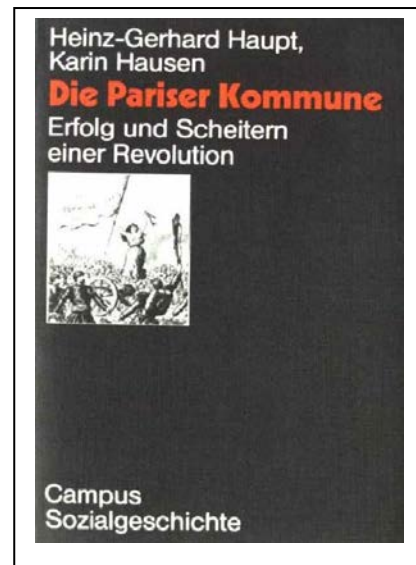
¹¹ Karin Hausen, Familie als Gegenstand historischer Sozialwissenschaft. Bemerkungen zu einer Forschungsstrategie, in: Geschichte und Gesellschaft, 1, 2/3 (1975), 171–209.

Ja, das könnte man machen. Aber das war eigentlich nicht meine Überlegung. Innerhalb eines jeden Raumes, sei es Schublade oder Zimmer, wäre dann immer noch klar, dass Frauen sekundär sind. Das Bild hilft mir nicht für die Auseinandersetzung mit der Frage, wo die Geschlechtergeschichte hingehört. Gewiss würden alle sagen: ‚Ja natürlich, die haben wir jetzt auch, also brauchen wir eine weitere Schublade.‘ Und da würde ich sagen: ‚Nein! Denn Haus oder Schrank wäre von oben bis unten durchdrungen von Geschlecht als Alltagswissen und der tradierten Gewissheit, Geschlecht habe keine historische Relevanz.‘ Mir geht es aber als Historikerin darum nachzufragen, wem Geschlechternormen und Beziehungspraxen zwischen Männern und Frauen in der Geschichte zum Vorteil gerieten und wem zum Nachteil? Und wieso zeigte die Geschichtsschreibung lange Zeit überhaupt kein Interesse an solchen Fragestellungen? Ein geschärfter Blick auf die Moderne des 19. Jahrhunderts entdeckt Unvereinbarkeiten: Man verabschiedete sich zwar von der Ständegesellschaft und sympathisierte mit allgemeinen Menschenrechten; aber man sorgte gleichzeitig mit dem legitimierenden Rückgriff auf die ‚Natur‘ der Frauen dafür, dass innerhalb der Familie die patriarchale Vormundschaft über erwachsene Frauen erhalten blieb und verweigerte Frauen in der Öffentlichkeit die gleichberechtigte Teilhabe an Ausbildung, Universitätsstudium, Berufstätigkeit, Mitgliedschaft in politischen Vereinen, Wahlrecht. Zu ihrer Zeit konnten derartige Benachteiligungen keineswegs immer ohne ausholende Erklärungen als selbstverständlich ausgegeben werden. Aber warum konnten solche Unvereinbarkeiten der bürgerlichen Gesellschaft jahrzehntelang der forschenden historischen Neugier späterer Generationen entgegen oder absichtlich unterschlagen werden?

Gehen wir zuletzt noch einmal zurück nach Frankreich. Wurde deine Themenwahl, wurden deine Forschungen auch von der französischen Geschichtswissenschaft beeinflusst, etwa in ihrer Hinwendung zur Anthropologie, zur Geschichte des Alltags? Auch die Familiengeschichte ist ebenso in Frankreich betrieben worden, und gerade die Nouvelle Histoire beziehungsweise die Annales haben ja ebenfalls eine Verschiebung, eine Auflösung von Relevanzhierarchien betrieben. Und wie gestalteten sich deine Kontakte zur französischen Frauen- und Geschlechtergeschichte?

Während meines Stipendiums in Paris studierte ich an der Sorbonne und versuchte darüber hinaus, möglichst viel von der spezifischen französischen Wissenschaftskultur kennenzulernen. Kolonialgeschichte und Imperialismustheorien, für die ich mich damals interessierte, waren nicht stark vertreten. Ich arbeitete viel in der Bibliothèque nationale, um die Materialgrundlage für meine Examensarbeit zusammenzutragen. Insgesamt hat der Paris-Aufenthalt meine Kenntnisse der französischen Sprache so aufgebeßert, dass ich mich von nun an lesend intensiv mit Frankreichs historischen Forschungen auseinandersetzte und mich dafür begeisterte. Am intensivsten las ich die „Annales ESC“. Georges Haupt, der 1974 für einige Monate als Gastprofessor von Paris an die Berliner FU gekommen war, lud mich im Sommer zur Teilnahme am Table Ronde in Paris zur Geschichte der Frauenarbeit ein. Dort beeindruckten mich zusätzlich zu den heftigen Diskussionen vor allem die versammelten Wissenschaftlerinnen. Hier traf ich erstmals Michelle Perrot und blieb mit ihr in Kontakt. Von ihrem Buch zur Geschichte des Streiks und insbesondere ihren Ausführungen zu den Frauen der streikenden Männer habe ich damals sehr viel gelernt.

Mein Kollege Heinz-Gerhard Haupt und ich haben 1979 zusammen ein Buch zur Pariser Kommune veröffentlicht¹² und an diesem Beispiel einige der überwiegend in den USA diskutierten sozial- und politikwissenschaftlichen Revolutionstheorien kritisiert. Gleichzeitig haben mich die französische historische Familienforschung und vor allem die historische Demografie sehr eingenommen. Letztere wurde in Frankreich viel interessanter entwickelt als in England und steckte in Deutschland erst in den Anfängen. Neue Kontakte zu französischen Historikerinnen und Historikern entstanden unter anderem durch die überwiegend von Hans Medick und David Sabeau am Göttinger Max-Planck-Institut für Geschichte in den 1980er-Jahren durchgeführten Konferenzen zu „Geschichte und Anthropologie“. Schließlich sei erwähnt, dass ich für den vierten Band der „Histoire des Femmes“ die deutschsprachige Ausgabe betreut habe. Alles in allem habe ich mich vergleichsweise viel mit Veröffentlichungen aus Frankreich und zur Geschichte Frankreichs beschäftigt, allerdings dort niemals selbst geforscht.



¹² Heinz-Gerhard Haupt u. Karin Hausen, Die Pariser Kommune von 1871. Erfolg und Scheitern einer Revolution, Frankfurt a. M./New York 1979.